Küsnachter Hilfe für Guatemala und Südmexiko

Wie es dazu kam

1982 lernte ich die guatemaltekische Lyrikerin und Pastorin Frau Julia Esquivel kennen, die von der schwierigen Lage der Maya-Indianer in Guatemala berichtete. Da ich ihr spontan Hilfe zusagte, lud sie mich verschiedentlich zu Seminarien über die Lage in Zentralamerika ein.
Von 1956 bis 1986 herrschte in Guatemala bewaffneter Widerstand gegen die sich laufend ablösenden Militärdiktaturen. Die Leidtragenden waren dabei Indianer und völlig verarmte Ladinos (Mischlinge). Im Jahre 1982 entvölkerte die guatemaltekische Armee unter General Rios Montt (einem evangelischen Sektierer) einen ca. 50 km breiten Landstreifen längs der mexikanisch-guatemaltekischen Grenze. Über 20 000 Indianer, Frauen, Kinder, Greise wurden ermordet und über 440 Indianer-Dörfer dem Erdboden gleichgemacht. An die 100 000 Menschen, vorwiegend Frauen und Kinder, flohen ins benachbarte Chiapas, den ärmsten Staat Mexikos. Dort wurden die Flüchtlinge in etwa 50 Lagern interniert.
Der Vorsteher einer chiapanekischen Gemeinde berichtete damals u.a.: «Es war an einem Julitag im Jahre 1982; wir bemerkten, dass viele Menschen auf der Strasse vorbeizogen; es mögen sicher etwa 2000 gewesen sein. Alle waren durchnässt und sehr erschöpft. Einige trugen Tote mit sich. Wir nahmen diese Menschen auf, denn es waren ja Männer und Frauen wie wir. Wir teilten mit ihnen alles, was wir hatten: Mais, Bohnen und Reis. Aber bald waren unsere Vorräte aufgebraucht, und wir mussten die Kirche um Hilfe bitten. Bischof Samuel Ruiz rief zuerst seine Diözese San Cristóbal de las Casas, dann ganz Mexiko und schliesslich auch internationale Hilfsgruppen zur Solidarität auf. Das Spital von Comitán (südlichste Stadt des Chiapas) nahm sich der Kranken und der Kinder

Auf der Flucht verloren viele Kinder ihre Eltern und mussten sich allein ins rettende Lager durchschlagen.

an und verteilte Medikamente. Viele Menschen, vor allem Frauen und Kinder, wurden so gerettet ... Gemeinsam bauten wir Hütten und eine Kapelle ... Auch möchten wir Euch sagen, dass wir von unseren Brüdern und Schwestern sehr viel gelernt haben, nämlich mit Menschen eines anderen Volkes zu leben. Das verlangt ja auch das Wort Gottes von uns; wir meinen, es genügt nicht, das Wort Gottes einfach zu lesen.»

Flüchtlingslager im Chiapas

Dank Julia Esquivel lernte ich u.a. auch den Thurgauer Landwirt Karl Heuberger kennen, der Verbindungen zum Solidaritätskomitee von San Cristóbal de las Casas unterhielt. Als er 1986 ins zentralamerikanische Krisengebiet reiste, bat ich ihn, mir ein oder zwei dieser Flüchtlingslager ausfindig zu machen, für die ich die volle Verantwortung übernehmen könnte. Er kam aber mit der Nachricht zurück, die guatemaltekischen Flüchtlinge sähen die Bevorzugung einzelner Lager nicht gerne, wären aber froh um Mithilfe bei der Finanzierung von Projekten, die mehreren Lagern zugute kämen. So baten sie mich um Bezahlung von Saatgut, Ackerbaugeräten, Werkzeugen sowie um Beteiligung beim Kauf von Baumaterial oder bei der Miete von bebaubarem Ackerland. Der mir übergebene Kostenvoranschlag überstieg aber meine Vorstellungen und Möglichkeiten. Was tun? Die Flüchtlinge enttäuschen? Nein! So entschloss ich mich, die nötigen Mittel durch Verkauf indianischer Webereien sowie durch Vorträge und später durch Kabarettaufführungen zu beschaffen. Dabei halfen mir nicht nur die Basarkommission der Kirchgemeinde Küsnacht, sondern auch Frau Babett und Herr Eugen Jegge, Herr Adolf Suter, meine Familie, Verwandte und Freunde.
1987 begleitete ich Karl Heuberger ins mexikanisch-guatemaltekische Krisengebiet, wo wir Flüchtlingslager besuchten und ich Kontakte mit dortigen einheimischen Helfern und Verantwortlichen herstellte. Bei diesen Besuchen durfte ich feststellen, dass die bisherige «Küsnachter-Hilfe» sparsam und zweckmässig eingesetzt worden war. Neben dem Kauf von Saatgut und Geräten wurde auf Vorschlag eines meiner Vertrauensleute die Miete für 10 ha fruchtbares Ackerland bevorschusst und dieses einem Lager zur Bearbeitung übergeben. Dabei mussten sich die Begünstigten verpflichten, aus einem allfälligen Ernteüberschuss zukünftige Pachtzinsen selber aufzubringen und den Vorschuss zurückzubezahlen, damit dieser für ein gleiches Projekt zugunsten eines anderen Lagers weiter eingesetzt werden konnte. Die Vereinbarung wurde eingehalten, und so konnten nach einigen Jahren verschiedene Lager autark geführt werden.

Unterstützung mexikanischer Indigenas im Chiapas

Bei meinen Besuchen in den Flüchtlingslagern wurde ich auch auf die Notlage mexikanischer Indigenas aufmerksam gemacht. Da die internationale Lebensmittelhilfe für die guatemaltekischen Flüchlinge gut zu funktionieren begann, beschloss ich, die «Küsnachter Hilfe» auch auf chiapanekische Gemeinden auszudehnen.

Ein Chefarzt, junge Ärzte und Krankenschwestern des Spitals von Comitán (südlichste Stadt Chiapas) waren bei ihrer Flüchtlingsbetreuung auf die extreme Armut einheimischer Indigenas gestossen. Obschon in mexikanischen Grossstädten aufgewachsen, hätten sie bis anhin keine Ahnung von solch trostlosen Zuständen im eigenen Land gehabt. Sofort arbeiteten sie ein Hilfsprogramm aus, in das sie neben Flüchtlingen diese chiapanekischen Indianer mit einbezogen. Aber woher das Geld nehmen? Beim Staat war nichts zu holen. So baten sie mich um finanzielle Unterstützung bei der Schaffung eines medizinischen und hygienischen Beratungsnetzes für das ganze südmexikanische Grenzgebiet.
Vor allem sollten Familienplanung, vor- und nachgeburtliche Betreuung von Mutter und Kind sowie Anbau von Heilpflanzen gefördert und die hygienischen Verhältnisse, wie Trink- und Abwasserreinigung, Latrinenbau und Abfallverwertung verbessert werden. Eine ausgebildete Krankenschwester würde für fünf Dörfer oder Lager und ein Arzt für die Beratung von fünf Krankenschwestern zuständig. Dank grosszügiger Hilfe der politischen Gemeinde Küsnacht konnte dieses Programm zum grossen Segen der Betreuten verwirklicht werden.
Später organisierte «unser» unermüdlicher Chefarzt auch noch eine wesentliche Verbesserung der Ernährungsbasis. Mais- und Bohnen-Überschüsse aus den gebirgigen Gegenden wurden gegen Zuckerrohr, Reis, Gemüse und Früchte aus der Subtropenzone ausgetauscht. Dazu wurde neben einem Magazin auch ein Lastwagen benötigt, dessen Betriebskosten (Chauffeur, Benzin, Öl, Wartung) die politische Gemeinde ebenfalls übernahm. Das ganze Projekt wurde nach zwei Jahren selbsttragend und funktionierte bis zum Ausbruch des Indianeraufstandes im Chiapas 1994 gut.
1993 wurde «unser» Chefarzt an eine Universität nach Mexiko City berufen, wo ihm neben einer Ehrung für seine Arbeit auch eine Professur angeboten worden war. Allein, das Schicksal wollte es anders: Auf der Reise nach der Hauptstadt erlitt der Mann einen Herzinfarkt, der zu seinem Tode führte. Zwei Ärzte und eine Ärztin übernahmen darauf die weitere Betreuung der von ihm geschaffenen Projekte.

Die «Clinica» in Chicomuselo

Bei der Betreuung der Indigenas im südmexikanischen Raum stellten die Ärzte eine übergrosse Zahl von an Tuberkulose Erkrankten fest; dies als Folge der dort herrschenden Armut und der extrem schlechten Lebensbedingungen. So war die Zahl der an TB Leidenden im Chiapas drei- bis viermal höher als der Landesdurchschnitt. Es drängte sich deshalb eine Überwachung der Erkrankten und deren Familien auf.
Eine Ärztegruppe unterbreitete mir ein Projekt, das dank der Unterstützung einer Gönnerin aus St. Gallen verwirklicht werden konnte.
In Chicomuselo konnten 10 ha Land, ein Haus mit zwei Nebenbauten zu einem für uns erschwinglichen Preis gekauft werden. Im Haus liessen sich ein Untersuchungszimmer, ein Labor, eine Apotheke und eine Zahnklinik einrichten, sowie das nötige Wasser für die Küche, die Toilette und die Dusche zu- und ableiten.

Später wollte man noch Schlaf- und Aufenthaltsräume ausbauen und das umliegende Land für Gemüse- und Obstanbau verwenden.
Vorerst galt es aber, 35 umliegende Gemeinden für ein TB-Bekämpfungsprogramm zu motivieren und mindestens 35 Pfleger und Pflegerinnen in speziellen Kursen für diese besondere Aufgabe auszubilden. Diese hatten später in ihren Wirkungskreisen Krankheitssymptome zu erkennen und etwas zu wissen über Vorbeugemassnahmen, Ansteckungsgefahren und Medikamente. Ebenso mussten sie in der Lage sein, selbständig Präparate für Mikroskop-Untersuchungen herzustellen.
Dank des Einsatzes der Ärzte und Pfleger konnten schon nach einem Jahr gewisse Fortschritte festgestellt werden.
Dass die Pfleger sorgfältig ausgebildet worden waren, konnte ich einige Jahre später feststellen, als mir ein Helfer im Mikroskop TB-Bazillen im Sputum eines neuen Patienten zeigte.
Seit dem Februar 1996 sind in dieser Klinik auch eine Zahnärztin und ein Zahnprothetiker tätig, die sich wahrlich nicht über Arbeitsmangel beklagen können.

Das Zahn- und Mundpflegeprojekt im Südchiapas (Mexiko)

Früher hatten die meisten Indianer dank ihrer traditionellen Ernährung sehr starke, gesunde Zähne, denn sie mischten ihren Maisfladen immer noch etwas Kalkstaub bei. Wegen der Bürgerkriege in Guatemala und im Chiapas wurde aber die Beschaffung des Kalkes sehr erschwert. Heute sind die Gebisse der meisten Indigenas infolge katastrophaler Unterernährung, verbunden mit Kalkmangel, in einem bedenklichen Zustand. Dazu beschleunigt der Konsum von zuckerhaltigen Getränken diese fatale Entwicklung.
Ein Arzt in Comitán bat mich deshalb, ihm bei einer eigentlichen Kampagne für Zahn- und Mundpflege zu helfen. Das zahnärztliche Institut der Universität Zürich lieferte uns Broschüren in spanischer Sprache sowie Anwendungsvorschriften für Fluortabletten. Drei junge Schweizerinnen und einige indianische Krankenpflegerinnen zogen darauf von Dorf zu Dorf und versuchten vor allem die Lehrer für einen regelmässigen Zahnpflegeunterricht zu gewinnen.
Die eigentliche Aktion aber begann mit der Ausbildung von 23 Indigenas zu Zahnhygienikern und Prothetikern. Sie alle bestanden später die staatlichen Prüfungen mit gutem Erfolg. (Zurzeit werden weitere 18 Indianer ausgebildet.) Diese Zahnarztgehilfen müssen selbständig Milchzähne ziehen oder zerfallene Gebisse räumen können. Schwierigere Fälle werden allerdings in der Clinica von Chicomuselo oder im Spital von Comitán behandelt. Als Zahnprothetiker haben sie auch Gebissabgüsse vorzunehmen und, sofern sie über die nötigen Apparate verfügen, künstliche Gebisse und Zähne herzustellen. (Ich selber wohnte einmal dem Ziehen dreier Molarzähne ohne Narkose bei; das «Opfer» gab aber keinen Ton von sich! Ein anderes Mal liess ich mir einen Gebissabguss machen, der ausgezeichnet gelang.)
Da die meisten Indigenas kein Geld haben, um Zahnbürsten und Zahnpasta zu kaufen, werden die Kinder angelernt, dieses Reinigungsmaterial selber herzu-

stellen. Für die Zahnbürsten verwenden sie Kokos- oder Sisalfasern und für die Zahnpasta Schlämmkreide, fein zerriebenes Maismehl und Bikarbonat.
Wie sich diese Aktion auswirkt, wird die Zukunft zeigen.

Bildung einer Selbsthilfe-Frauengruppe in Comitán

Eine Ärztin, Vizedirektorin des Spitals in Comitán, betreut in ihrer Freizeit vor allem alleinstehende Frauen und Mütter mit Kindern; dabei lebt sie selbst in eher prekären finanziellen Verhältnissen (Monatsgehalt ca. SFr. 800.—). Die meisten dieser Mütter wurden von den Männern im Stich gelassen, weil diese ihre Familien infolge Arbeitslosigkeit oder Alkoholmissbrauchs nicht mehr ernähren konnten. In der Folge bleiben die Frauen auf sich selber angewiesen und müssen schauen, wie sie und ihre Kinder durchkommen. «Unsere» Ärztin wird täglich mit solchen Schicksalen konfrontiert. Deshalb fasste sie 18 solcher Frauen zu einer Selbsthilfeorganisation zusammen und unterbreitete mir ein entsprechendes Programm, mit dem Ziel, diesen seelisch zerstörten Menschen Würde und Selbstachtung wieder zurückzugeben.
Eine Schneiderin sollte diesen Frauen die Herstellung einfacher Kleider beibringen. Dazu brauchte es aber Nähmaschinen, Scheren, Schnittmuster, Bügeleisen, Stoff, Faden, Nadeln etc. sowie ein Atelier. Es ergab sich die Möglichkeit, einen leerstehenden Schopf zweckmässig auszubauen, worauf wir sechs Nähmaschi-

Wenn der Mann seine Familie nicht mehr ernähren kann, fühlt er sich in seiner Würde verletzt und verschwindet. Witwen und verlassene Frauen bilden eine Selbsthilfegruppe.

nen, Tische und Stühle beschafften. Das Experiment gelang anfänglich sehr gut: die Frauen fanden auf dem Markt genügend Absatz, später aber, als die Inflation den Leuten fast alles Geld wieder wegfrass, musste man sich nach neuen Absatzmöglichkeiten umsehen. «Unsere» Ärztin fand diese, indem sie auf dem Lande einen direkten Austausch «Kleider gegen Nahrungsmittel (Reis, Mais, Bohnen etc.)» organisierte. Im Laufe der Zeit traten weitere 60 Frauen dieser Selbsthilfe-Gruppe bei, und man gründete eine Genossenschaft. In einem Vortrag in der chiapanekischen Ärztegesellschaft sagte meine Vertrauensfrau: «Der Zusammenschluss der Frauen in einer Genossenschaft darf als bedeutender Bestandteil zur Behebung der prekären Zustände angesehen werden. Besonders versucht man auch, infektiöse Krankheiten und Mangelerscheinungen zu bekämpfen. Dazu gehört die Einführung einer vollwertigen Nahrung in genügender Menge ... Neben der Verbesserung der Ernährung für ihre Kinder und jener der Lebensbedingungen für ihre Familien bemühen sich diese Frauen insbesondere um vernünftige Verwendung des Geldes, Beachtung der Gesundheitsregeln und Hilfe bei Krankheitsfällen. Aus einer Frauengruppe haben sich deren fünf gebildet, und in allen Armenvierteln unserer Stadt funktioniert diese Selbsthilfe. Gewiss, die Armut bleibt bestehen, aber es kommen heute wenigstens keine schweren Fälle von Unterernährung oder Verwahrlosung vor. Durch den Zusammenschluss der Frauen ist es möglich geworden, eine erfolgreiche und saubere Arbeit in das Bewusstsein der Bevölkerung hineinzutragen. In den letzten Jahren wurden ein eigenes Atelier mit angeschlossenem Kinderhort, zwei Küchen mit Essräumen, ein Laden und in fünf Quartieren je ein Untersuchungsraum und ein Medikamentendepot eingerichtet. Die Finanzierung geschieht heute teils durch Spenden, aber auch durch Beiträge einzelner unserer Frauen.»

Das Ausbildungszentrum «Don Bosco» in San Cristóbal de las Casas

Die meisten Indigenas betreiben Ackerbau, und zwar wie folgt: Roden, Hacken, Säen, Ernten, Abbrennen. Der Boden und die Kleintierwelt können sich dabei nicht erholen: Die Fruchtbarkeit des Bodens nimmt rasch ab, und oft zerstört Erosion die Äcker. Kompostierung, Fruchtwechsel, Brache, natürliche Düngung, Gärung etc. sind heute noch weitgehend unbekannt. Als Geräte kennen die Indianer meist nur Hacke und Machete.

Ein chiapanekischer Soziologe erkannte vor Jahren, dass es für junge Indigenas absolut unmöglich ist, auf diese Weise die Lebensgrundlagen zu verbessern. Selten finden junge Leute eine Anlern- oder Hilfsarbeiter-Stelle. Zu der meist fehlenden Schulbildung (Rechnen und Lesen) kommen noch Sprachschwierigkeiten hinzu, denn die Indianer sprechen nicht Spanisch, sondern nur ihre Stammessprachen.

Diese Beobachtungen und Feststellungen führten dazu, dass der Soziologe in San Cristóbal de las Casas das Ausbildungszentrum «Don Bosco» aufbaute, wo Jugendliche neben der Ausbildung ihrer Interessen, Fähigkeiten und Fertigkeiten halbtags auch Unterricht erhalten in Bodenbearbeitung, Abfallverwertung, Kom-

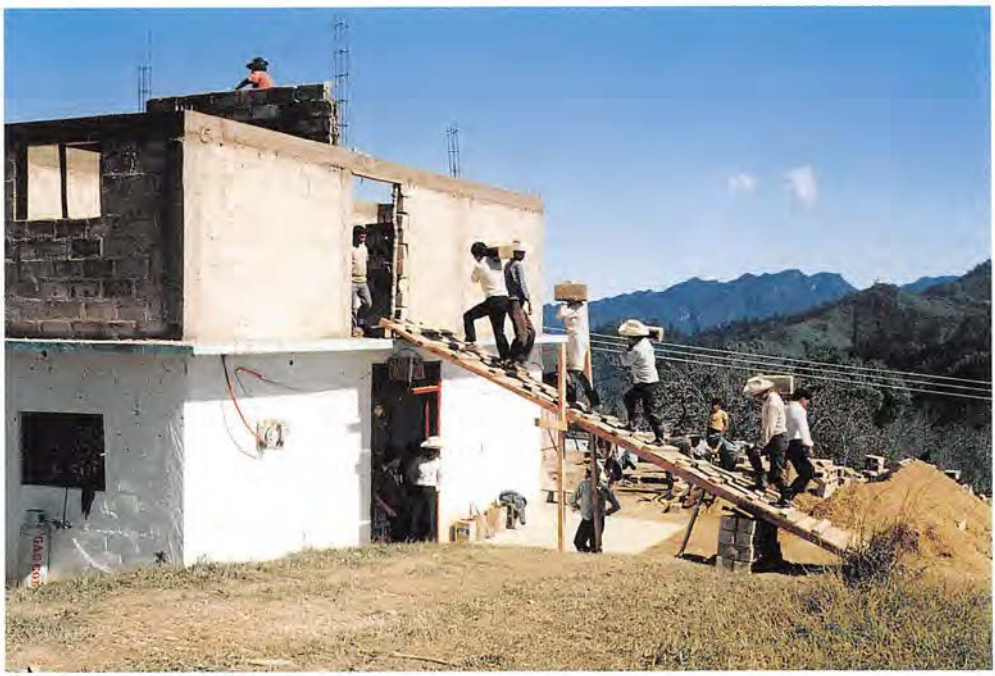
In «Don Bosco» erhalten Jugendliche aus Dörfern und Slums eine Ausbildung, die ihren Wünschen, Fähigkeiten und Fertigkeiten entspricht und die sie mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln in ihren Wohnstätten anwenden können.

postierung, Düngung ohne Kunstdünger, Bewässerung, Terrassierung, Aufforstung etc. Dazu kommen Kurse über Ernährung, Gesundheit und Hygiene.
Für die persönlichen Anlernkurse stehen Werkstätten für jegliche Art von Handwerk, Kunsthandwerk und Hausarbeit zur Verfügung. Die Schüler sollen wenn möglich das Erlernte in ihren Dörfern weitervermitteln können. Die Ausbildungen sind nicht reglementiert, sondern den Vorkenntnissen und Fähigkeiten der Schüler angepasst. Besonderer Wert wird darauf gelegt, bei den Jugendlichen Mut, Zuversicht, Selbstwertgefühl, Eigenverantwortung und Initiative zu entwickeln resp. zu fördern.
1990 lernte ich einen jungen Lehrer aus Rorschach kennen, der in Lateinamerika arbeiten wollte. Wir kamen überein, dass er im Zentrum «Don Bosco» Solar-Kochtöpfe einführe, um die Brennholzknappheit im Chiapas etwas zu mildern. Nach einer entsprechenden Ausbildung in Basel widmete sich dieser junge Mann während eines Jahres dieser Aufgabe, und heute werden in 17 Gemeinden des Chiapas solche Koch-Hilfen gebraucht.
1991 kam «Don Bosco» in finanzielle Schwierigkeiten, da bisherige Sponsoren aus Deutschland wegen der «Wende» und solche aus USA/Kanada wegen der Rezession die Hilfe einstellten. Glücklicherweise sprang die politische Gemeinde Küsnacht ein und rettete diese einzigartige Schule.
Durch Schaffung von Zweigschulen wird nun diese Selbsthilfe-Idee im ganzen Chiapas verbreitet, wobei lokale Bedürfnisse besonders berücksichtigt werden.

Die «Küsnachter-Hilfe» ermöglichte später die Schaffung einer Schule für Aufforstung, eine für Terrassierung und eine weitere für Fischzucht. Sobald eine Zweigschule gut funktioniert, wird sie selbständig und eigenverantwortlich geführt, um so neue Führungskräfte heranzubilden.
Anlässlich des Indianeraufstandes 1994 diente die Zentrale «Don Bosco» als Flüchtlingslager, wo 370 Familien gute Unterkunft fanden. Heute ist die Schule wieder im Betrieb und bildet mit den Zweigschulen zusammen jährlich gegen 2000 Jugendliche aus.

Die «Clinica» in Oventic Grande

1997 lernte ich per Zufall einen Indianer kennen, der die Verbindung herstellte zwischen der Diözese San Cristóbal de las Casas (Bischof Samuel Ruiz) und den Gemeinden im Bezirk Larrainzar (30 km nördlich davon). Bei einem seiner Besuche in einer sehr gebirgigen Gegend (2500 m bis 3000 m ü.M.) konnte ich diesen Indigena begleiten und dabei Kontakte mit der dort lebenden Bevölkerung aufnehmen. Was ich aber dabei an Armut und Elend erfahren musste, hatte ich mir vorher nie vorgestellt. Ich war wirklich schockiert und bat meinen Freund, einige Gemeindevorsteher zusammenzurufen, um eine minimale Hilfe zu organisieren. Schliesslich kamen 17 Gemeindevertreter zusammen, von denen aber nur drei Spanisch sprachen. Nach längeren Beratungen kamen wir überein, für fünf Gemeinden je eine Schar Hühner, einen Hahn, etwa 10 Kaninchen und einige



Die «Clinica» erhält einen zweiten Stock, in dem eine Pflegerschule eingerichtet wird.

Weitere Informationen auf www.ortsgeschichte-kuesnacht.ch

Schweinchen zu kaufen sowie je einen Laden und eine Schneiderei einzurichten; die Indigenas ihrerseits hatten für die nötigen Räumlichkeiten zu sorgen und Familien zu bestimmen, die sich für die Ausbildung als Verkäufer und als Schneider eigneten. Ich war bereit, die Kosten für deren Ausbildung sowie jene von ca. vierzig Gemüsegärtnern und Kleintierbetreuern zu übernehmen. Zudem wollte ich den Frauen helfen, ihre wunderschönen Stickereien zu fairen Preisen zu verkaufen, denn sollten die Läden später rentieren, mussten die Leute über etwas Geld verfügen. Das Projekt gelang, und nach einigen Jahren besass fast jede Familie einen kleinen Hühnerhof und einen kleinen Gemüsegarten (Samen aus Mauser-Zürich-Päckchen!). Jedes «Schneideratelier» bildete später zwei weitere Jugendliche aus, und die Zahl der Läden erhöhte sich auf deren 15. (Später wurden allerdings sieben mangels Umsatzes wieder aufgehoben).
Leider hatten wir mit einem Projekt «Bienenzucht» keinen Erfolg: Nachdem sich fünf Bienenvölker auf deren 26 vermehrt hatten, brach irgendeine Seuche aus, und die gefürchteten «Mörderbienen» töteten neben einem Schweinchen auch noch acht Völker. Dafür gelang später die Aufzucht von Schafen.
Nun galt es aber auch, sich Klarheit über die Ursachen der katastrophalen Armut zu verschaffen.
Wir fanden dabei folgende wesentlichen Gründe: Missernten, hohe Pachtzinsen, Unterernährung, mangelhafte Ausbildung.
Da gab mir die Küsnachterin Frau Hilde Welti-Gut neben einem grossen «Batzen» auch einen entscheidenden Tip, der wesentlich mithalf, die Lebensgrundlagen dieser Indigenas zu verbessern. Sehr viele Familien hatten Schulden zwischen SFr. 60.– und SFr. 250.–, die bei einem Jahreseinkommen von ca. SFr. 200.— nie zurückbezahlt werden konnten. So gerieten viele Familien in die Abhängigkeit von Geldgebern, und die Männer mussten oft bei einem Taglohn von 60 Rappen die Felder der Kreditgeber bearbeiten. Auf Frau Weltis Rat lösten wir in elf Gemeinden solche Schulden ab, stellten aber die Bedingung auf, dass sich pro Familie mindestens ein Indigena in San Cristóbal in einem Handwerk zum Gesellen ausbilden lasse, und zwar mit Werkzeugen, die er auch in seiner Gemeinde zur Verfügung hat. (Es wäre sinnlos gewesen, Leute an elektrisch getriebenen Apparaten auszubilden, wenn in der Gegend weit und breit kein Strom zur Verfügung steht.)
Um Neuverschuldungen zu vermeiden, mussten auch deren Ursachen beseitigt werden. So kauften wir 20 ha fruchtbaren Landes, dessen Ertrag mithalf, Mangelzeiten zu überbrücken. Dann aber kamen wir überein, eine Notfallklinik zu bauen. Das Ausbildungszentrum «Don Bosco» stellte dazu Fachleute für die Planung und erfahrene Vorarbeiter für die Ausführung zur Verfügung. Die umliegenden Gemeinden hatten Hilfskräfte zu stellen, und so konnte nach 16 Monaten Bauzeit die «Clinica La Guadalupana» mit 14 Zimmern, 5 Toiletten und Duschen sowie zwei Abwasserreinigungsbecken eingeweiht werden. Sechzehn während der Bauzeit ausgebildete Pfleger und Pflegerinnen traten ihren Dienst an und betreuten im ersten Jahr 2330 ambulante Krankheitsfälle. Die Pfleger und Pflegerinnen wurden vor allem für die Behandlung der hauptsächlich in dieser Gegend vorkommenden Krankheiten wie Tuberkulose, Blutarmut, Verwurmung, Durchfall,

Rheuma und die Folgen von Unterernährung ausgebildet. In Weiterbildungskursen werden die Pfleger über Cholera, Wirkung von Medikamenten, Behandlung von Wunden etc. aufgeklärt.

Misslungene Projekte

Es liegt in der Natur der Sache, dass nicht alle Projekte die in sie gesteckten Erwartungen erfüllt haben oder dass sie gar gescheitert sind.
In Zentralamerika herrscht in einzelnen Gegenden während dreier oder vier Monate grosser Wassermangel. So bat mich die Gemeinde Nueva Independencia um Finanzierung dreier Sodbrunnen. Wir vereinbarten einen Vorschuss für den Bau dreier solcher Grabungen. Nach Fertigstellung der Brunnen sollte ein kleiner Wasserzins erhoben und dieser für den Bau weiterer Wasserstellen eingesetzt werden. Der erste Sodbrunnen wurde zum Stolz der Gemeinde fertiggestellt, aber als man beim zweiten etwa die Hälfte der Grabung erreicht hatte, kam irgendein Händler und überschwatzte die Bauern, mit dem restlichen Geld Erdnüsschen anzupflanzen, denn mit diesen erziele man zurzeit einen sehr guten Preis. Die Leute befolgten diesen «Ratschlag», aber weil man in der ganzen Gegend nun Erdnüsschen anpflanzte, sackte der Preis infolge Überproduktion zusammen, die meisten Familien blieben auf ihren Erdnüsschen sitzen, und das Geld für weitere Wasserbohrungen war weg! Die Sodbrunnen sind aber bis heute noch nicht fertiggestellt!
Einen ähnlichen Vorfall erlebte ich auch in den Dörfern rund um Larrainzar. Irgend jemand hatte den dort lebenden Frauen angeraten, Kissenüberzüge zu weben, da sich diese sehr gut verkaufen liessen. Daraufhin wurde der Markt mit solchen sehr schönen Webereien überschwemmt, und Hunderte dieser Handarbeiten blieben unverkäuflich. Da die Frauen auf diesen Verdienst angewiesen sind, kaufte ich in den Gemeinden um Larrainzar diese Überzüge zu einem arbeitsgerechten Preis zusammen, und so besass ich schliesslich 47 solcher Webearbeiten.
Im südlichen Chiapas sind die Tage sehr heiss (35–45°) und die Nächte eher kühl (5–10°). Die Kirchgemeinde von Chicomuselo hatte ein Ausbildungszentrum mit Koch- und Übernachtungsmöglichkeiten geschaffen, über das sich ein grosses Wellblechdach spannte. So war es dort während des Tages drückend heiss und während der Nacht empfindlich kühl. Ich empfahl deshalb den Verantwortlichen, eine Isolierschicht und einen Dachunterzug einzubauen, und leistete einen Kostenbeitrag. Als ich aber im folgenden Jahr diese Gemeinde besuchte, war wohl in der Kirche, nicht aber im dortigen Ausbildungssaal eine Isolation erstellt worden. Offenbar waren Sprachschwierigkeiten die Ursachen dieses Missverständnisses, denn man hatte die Ausführung guatemaltekischen Arbeitern übergeben, die nur schlecht Spanisch sprachen. Alle anderen abgesprochenen Einrichtungen waren einwandfrei ausgeführt worden.
Im Chiapas haben die meisten Gemeinden kein Elektrisch. Da in der Nähe eines Ortes eine solche Kraftleitung durchführte, kamen einige Indigenas auf die Idee, dort eine Schreinerei einzurichten und diese Leitung für einen Maschinenantrieb

Der «Stolz des Dorfes». Der selbstgebaute Sodbrunnen von Nueva Independencia. Ein zweiter blieb wegen des «Erdnüssli»-Rates unvollendet.

Wegen der vielen Flüchtlinge wurde das Brennholz knapp. Man baute deshalb Backöfen für das ganze Lager: Backofen in einem Flüchtlingslager in Südmexiko.

anzuzapfen. Ein Gönner aus Muttenz BL bezahlte auf Grund eines Kostenvoranschlages die Anschaffung solcher Maschinen. Die Schreiner benötigten aber für einen Auftrag Holz, hatten aber kein Geld. Was tun? Sie kauften mit der Spende Holz, in der Hoffnung, die Maschinen später aus dem Erlös kaufen zu können. Die Käufer waren aber sehr säumige Zahler, und die Maschinen sind heute noch beim Lieferanten.

Schlussbetrachtungen

1992 gründete ich den «Verein für Entwicklungshilfe für Zentralamerika», um durch die Jahresberichte viele Helfer und Helferinnen, Sponsoren und Gönnerinnen über die Entwicklung der von ihnen ermöglichten Projekte umfassender zu orientieren. Der Verein setzt sich auf einem verhältnismässig kleinen Raum ein, wo Not und Missstände von mexikanischen, guatemaltekischen oder internationalen Organisationen nicht wahrgenommen und somit auch nicht behoben werden. Vor allem versuchen wir bei «kleinen Leuten» und bei Frauen Mut und Zuversicht zu schaffen, denn die letzteren tragen ja die Hauptlast der Verarmung. Sie verdienen oder verbessern mit ihrer Arbeit nicht nur ihren Lebensunterhalt, sondern sie können dadurch auch ihre Würde und ihr Selbstvertrauen aufbauen. Wir sind uns bewusst, dass wir nicht die ganze Welt ändern; aber gezielt helfen wir einigen Wehrlosen in ihrem Lebens- und Überlebenskampf.
Ich werde des öftern gefragt, wer später einmal mit dieser Hilfe weiterfahre. Ich weiss es nicht. Deshalb lege ich Wert darauf, dass jedes Projekt nach einer Anlaufzeit selbsttragend und selbständig wird. Dazu braucht es Einheimische, die die Verantwortung übernehmen können.
Gelegentlich höre ich den Einwand: «Es ist ja alles doch nur ein Tropfen auf einen heissen Stein.» Gewiss! Aber unsere Hilfe ist für die Begünstigten eine Möglichkeit, sich selber aus ihrem Elend herauszuarbeiten. Wir brauchen keine Vorzeige-Projekte, sondern Frauen und Familien, die in der Lage sind, ihre Nachbarn und Nachbarinnen mitzureissen im Glauben an ihre eigene Kraft, um sich eine reale bessere Zukunft selber zu erarbeiten.
Oft wird mir auch gesagt, die Leute sollten nicht so viele Kinder zeugen, sie könnten diese ja doch nicht ernähren. Einverstanden! Aber das Geld fehlt, um Verhütungsmittel zu kaufen, und die natürlichen Verhütungsmethoden sind bei unterernährten oder übermüdeten Frauen unzuverlässig. Die Ursachen der Armut liegen in der ungerechten Landverteilung. 80% bis 90% des fruchtbaren, bebaubaren Bodens gehören Grossgrundbesitzern (= 5% der gesamten Bevölkerung). Diese arbeiten für den Export und nicht für die Bedürfnisse des eigenen Volkes. 70 bis 80% der Indigenas müssen aber mit dem Rest des Landes vorliebnehmen.
Am 1. Januar 1994 brach im Chiapas der sog. «Indianer-Aufstand» aus (wohl besser: Aufstand der Armen). Hat diese Rebellion den Armen etwas gebracht? Bis heute materiell sicher nichts! Die weit überlegene mexikanische Armee hat grosse Teile der indianischen Bevölkrerung in unwegsame und unwirtliche Gegenden zurückgedrängt und riegelt sie von der Aussenwelt ab. Aber die

Indigenas sind sich ihrer Würde und Selbstachtung bewusst geworden. Sie verlangen Respektierung der ihnen nach der Verfassung zukommenden Rechte.
Die anfänglich nur 300 bewaffnete Männer zählende Rebellen-Armee hat in allen Staaten Mexikos Anhänger gefunden. Um einen gewaltigen Flächenbrand zu verhindern, mussten sich die chiapanekische und die zentrale mexikanische Regierung mit den Indigenas auf Friedensverhandlungen einlassen, die unter dem Vorsitz von Bischof Samuel Ruiz in wenigen Tagen zu einem Waffenstillstand führten. Im Februar 1996 wurde eine Einigung erzielt, in der den Indigenas nicht nur kleine materielle, sondern vor allem kulturelle Zusicherungen zugestanden werden mussten.
Ausdrücklich möchte ich feststellen, dass ohne die Initiative und den selbstlosen Einsatz der ortsansässigen Indigenas, Ärzte, Sozialarbeiter und -arbeiterinnen der Diözese San Cristóbal de las Casas (unter Bischof Samuel Ruiz) sowie des Spitals von Comitán kaum ein Projekt hätte verwirklicht werden können. Diese Menschen erleben tagtäglich das Elend und die Not der breiten Bevölkerung, sehen sich aber ausserstande, ohne fremde finanzielle Hilfe die Lage zu verbessern.
Es versteht sich aber von selbst, dass anderseits kein einziges Projekt hätte begonnen werden können, wenn sich nicht neben den Küsnachter politischen und kirchlichen Behörden sehr viele Bürger und Bürgerinnen mit diesen an den Rand gedrängten Menschen solidarisch gezeigt und durch teilweise sehr grosse Spenden vielen Bedrängten geholfen hätten.
Ich sage immer: «Es ist wie eine Uhr: In Zentralamerika stellen sie die einzelnen Uhrwerksteile her, wir in der Schweiz die Batterien, und unser Verein bringt beides zusammen, so dass die Uhr läuft.»
Ich möchte allen Küsnachtern und Küsnachterinnen für ihr Mitgefühl und Verständnis für unsere Arbeit danken.

Konrad Erni